

Waldpflegeweche im Winterwald 19.-25. Januar 2014

- Ein Bericht über Wald, Schnee und Lawinen-

Durch mein Interesse an Landschaftsgestaltung und durch den Tipp eines Freundes bin ich auf das Bergwaldprojekt gestoßen. Das ist eine Stiftung, die Arbeitseinsätze besonders in Bergwäldern organisiert und finanziert. Unter der Anleitung eines ausgebildeten Försters verrichten Freiwillige Laien eine Woche lang Pflegearbeiten in Wäldern in Deutschland, Schweiz, Ukraine und in Katalonien.

Ich war, als einer von 15 Teilnehmern, in der Schweiz, in Trin bei Chur mit dabei. Die Gruppe war sehr bunt gemischt, denn die Altersspanne reichte von 20 bis 70 Jahren und obwohl nur zwei Nationen (Deutschland und Schweiz) vertreten waren, war die Vielfalt der gesprochenen Sprachen deutlich größer. Neben Hochdeutsch wurden verschiedene schweizer Dialekte, Französisch und Romanisch gesprochen. Das sei hier nur erwähnt, weil diese Vielfalt einen ganz entscheidenden Teil der Woche ausgemacht hat, was aber auch überlesen werden darf.



Diese Vielfalt sorgte jedoch nicht nur in unserem menschlichen Zusammenhang für Ausgewogenheit und ausgesprochen heitere Stimmung, sondern ist auch im Waldzusammenhang wünschenswert. Darauf soll später noch näher eingegangen werden.

Zunächst zu unserem Arbeitseinsatz:

Morgens wurden wir mit einem Kleinbus auf 1400 Meter in den Bergwald oberhalb der Gemeinde Trin gefahren. Der Wald ist Schutzwald, das heißt, er schützt das Dorf Trin vor Schneelawinen, Steinschlag und Murgängen (=Geröll und Schlammlawine). Wir haben dort ein ca. 1ha großes Waldstück, in dem es viele Jungbäume gab, ausgeholzt. Wir haben dicht stehende Baumgruppen gelichtet und doppelstämmige, krumme- und Bäume mit abgebrochenen Wipfeln gefällt. Die auf Bauchhöhe abgesägten Baumstümpfe mussten ebenso wie dicke Stämme geschält werden um dem Borkenkäfer keine Ausbreitungsmöglichkeiten zu bieten. Für andere Insekten stellen diese stehenden Tothölzer wiederum einen idealen Lebensraum dar. Außerdem mindern sie noch einige Jahre den Schneedruck, sodass sich nachkommenden Jungpflanzen gesund entwickeln können. Die Bäume wurden entastet und zu großen Reisighaufen aufgehäuft. Wir haben ausschließlich mit Handwerkzeugen gearbeitet, nämlich mit Fuchsschwanz, Bügel- oder Zweimannsäge, mit Axt, Keilen und Gertel. Das ermöglichte eine ganz besondere Arbeitsatmosphäre, ohne lärmende Maschinen; nur die dumpfen Axtschläge und der Rhythmus der Zweimannsäge, der Geruch von Holz und ganz wichtig das traditionelle Jauchzen, wenn ein Baum fällt.

Ein Baum zu fällen ist Präzisionsarbeit. Im Bergwald Projekt nimmt man sich dafür viel Zeit. Man beurteilt zunächst einmal den Baum und seine Umgebung: Das Gelände, die Wachstumsrichtung, die Verteilung der Äste, man berücksichtigt das ein Doppelstamm zerbrechen und eine tote Krone abbrechen kann, man wählt die Fällrichtung etc. Nun sägt oder schlägt man mit der Axt einen Fällkeil (ca. 1/5 des Stammdurchmessers tief) aus dem Stamm heraus. Die Richtung, in die der Fällkeil, auch Fällkerbe genannt, weist, entspricht genau der Fällrichtung. Der Faserverlauf sollte, in Höhe der Fällkerbe, senkrecht sein. Dann sägt man, ein paar Zentimeter über dem Fällkerbengrund, von der anderen Seite bis ca. zwei Fingerbreit vor der Fällkerbe. Je nach Form und Größe des Baumes kann man ihn entweder mit der Hand, oder durch einen Keil im Sägespalt zu Fall bringen.



Die zwei Finger breite Holzverbindung wirkt dabei wie ein Scharnier, welches, sofern es genau ausgerichtet ist, den Baum genau in die gewünschte Richtung lenkt. In unserem Abschnitt mussten weit über die Hälfte aller Bäume gefällt werden. Der Anblick war für das Auge recht brutal, aber was man erleben konnte, wenn man ein Dickicht lichtetete, in dem die kleineren Bäume oder die unteren Zweige der großen wegen Lichtmangel nur tot am Stamm hingen, war das man selber hinterher wie freier atmen und klarer sehen konnte.



*Der Baum fällt in Richtung der Fällkerbe.
Anschließend wird der Baum entastet, geschält und zerkleinert*

Der Schutzwald:

Interessant ist dass dieser Wald heute existiert und so aufwändig gepflegt wird, weil er mehr noch als andere Wälder, eben kulturellen Interessen dient. Denn das Pflanzen und Pflegen von Schutzwäldern ist die wirksamste und günstigste Methode um den Gefahren, die von steilen Berghängen ausgehen vorzubeugen. Dabei werden vielerorts wieder Verhältnisse geschaffen die einstmals ebenfalls aus kulturellen Interessen, wie Brennholz und Weidebedarf, abgeschafft wurden.

Schutzwälder halten Erde und Wasser, Steine und Schnee fest. Der Schnee stellt für Trin die größte Bedrohung dar und er war auch während der Arbeit allgegenwärtig. Man versucht dieser Bedrohung durch verschiedene Maßnahmen vorzubeugen, etwa durch Lawinverbauungen, die aus Holz (temporäre Verbauungen) oder Stahl (permanente Verbauungen) gefertigt sind. Die Anschaffung und Instandhaltung dieser Konstruktionen ist weitaus teurer als ein lebendiger Wald.

In Trin bedient man sich beider Maßnahmen. Man findet permanente Verbauungen oberhalb der Waldgrenze, um dort das Anreißen von Lawinen zu verhindern. Denn eine einmal angerissene

Schneelawine würde um die weit auseinanderstehenden Baumstämme des Waldes herum fließen, bzw. diesen, bei entsprechender Größe, zerstören. Die Schutzfunktion des Waldes besteht somit nicht darin, dass die senkrechten Stämme die Schneemassen festhalten, sondern ein Wald verhindert in erster Linie einen gleichmäßigen Aufbau der Schneedecke.

Man findet temporäre Verbauungen z.B. in der Waldlücke oberhalb unseres Basislagers. Hier hat zuerst ein Sturm und später ein Brand eine große Lücke in den Wald geschlagen und dadurch dessen Schutzfunktion entscheidend geschwächt. Temporäre Verbauungen sollen hier in erster Linie das Schieben der Schneedecke verhindern, sodass der junge Wald eine Chance hat und eines Tages wieder seine Schutzfunktion erfüllen kann.



Unterhalb von diesem Steilhang liegt Trin. Durch permanente Verbauungen versucht man oben das Entstehen von Lawinen zu verhindern. Durch temporäre Verbauungen soll das Waldwachstum in dieser Sturmflücke unterstützt werden.

Der Schnee verteilt sich im Wald anders als auf offener Fläche, da er von den Baumkronen abgefangen und insbesondere von Fichten durch die Anordnung der Zweige ringsherum abgelagert wird. Außerdem taut er schneller auf den Zweigen und auch darunter (bzw. hält sich an Südhängen im Frühling länger, was die Gefahr von Überflutungen und Murgängen mindert). Wie in vielen anderen Beispielen mäßigt der Wald also die Umgebungseinflüsse und verhält sich dabei wie ein Organismus. In schöner Parallele zu unserer gemischten Arbeitsgemeinschaft steht, dass auch die Waldgemeinschaft besonders robust ist und schützend wirkt, wenn er verschiedene Baumarten und Generationen umfasst. In einer so unwirtlichen Gegend wie dem Bergwald ist Artenreichtum zwar wünschenswert, aber nur begrenzt möglich. Unter den schwierigen Bedingungen keimen ohnehin nur wenige einheimische Bäume und diese sind wiederum durch unterschiedliche Faktoren bedroht.

Die Fichte war in unserem Gebiet am weitesten verbreitet. Als flachwurzelnder Baum wächst sie auf der dünnen Humusschicht besonders gut. Sie bleibt auch von Wildfraß und Fegeschäden weitestgehend verschont. Allerdings kann ein reiner Fichtenwald durch Sturm oder durch Borkenkäferbefall innerhalb kurzer Zeit zerstört werden. Eine besonders robuste Fichtenform, gegen Sturm und Schnee, sind die sogenannten Säulenfichten. Ihre Zweige halten sich dicht an dem dicken Stamm und bieten den Gewalten wenig Angriffsfläche. Unter Alpenklimabedingungen wuchsen in unserem Gebiet noch Kiefern und Lerchen. Selten eine Esche und noch seltener eine Weißtanne. Die beiden letzteren sind im Schutzwald besonders

gern gesehen. Kein Käferbefall, tiefe Wurzeln und damit sehr widerstandsfähig im Sturm. Allerdings sind beide besonders betroffen von Wildschäden. Daher freuen sich Förster über den Wolf, der in der Schweiz inzwischen wieder Fuß fasst und die Jäger unterstützen kann den Wildbestand zu dezimieren. Ein weiteres spannendes Beispiel in dem aus kulturellen Interessen wieder natürliche Verhältnisse geschaffen werden.



Die Fichte (auch Rottanne oder Käferbaum). Jungbäume leiden unter dem schieben der Schneedecke.

Schneelawinen:

Die Schneedecke verhält sich an offenen Hängen tatsächlich wie ein Stoffgewebe. Sie ist ständig in Bewegung und schiebt sich langsam und unmerklich bergab. Das erklärte uns der Bergführer, der Mitte der Woche eine Schneeschuhexkursion mit uns unternommen hat. Am Schneeprofil zeigte er uns den Schichtaufbau der Schneedecke, die sich aus einzelnen Neuschneeschnichten zusammensetzt, welche in den sonnigen Trockenphasen jeweils an der Oberfläche angetaut und vereist sind. Ein Test, in dem wir einen Schneeblockt aus der Schneedecke herausschnitten und Erschütterungen aussetzten, zeigte, dass die oberste Schicht sich wiederholt sehr leicht von den darunterliegenden Schichten löste. Dies sei, dem Bergführer zufolge, ein ernstzunehmender Hinweis, dass diese Schicht wie eine Decke auf den anderen



Schichten heruntergleiten könnte. Bis heute sei nicht geklärt, wie diese Schichten anreißen können, doch vor einer Begehung des nächstliegenden Steilhangs warnte er, obwohl sie auf den ersten Blick sehr harmlos wirkten.



Schnee ist nicht gleich Schnee! Untersuchung der Kristallstrukturen und der Schneeschnichten am Schneeprofil.

Im Ernstfall, also wenn man einer Lawine schutzlos ausgeliefert ist, so könne man versuchen, alle „Anker“, wie Ski, Skistöcke oder Rucksack abzuwerfen und versuchen sich durch Schwimmbewegungen an der Oberfläche zu halten. Die Überlebenschancen sind jedoch denkbar gering. Allein in der Schweiz sind in diesem Winter (bis Mitte Januar) bereits 12 Menschen in Lawinen umgekommen.

Abschließend möchte ich sagen: Wer eine Auszeit braucht oder einen Urlaub, der nicht träge macht und dazu noch eine ganze Menge lernen möchte, dem kann ich das Bergwald Projekt auch im kältesten Winter nur wärmstens empfehlen.